

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1931

119 (23.5.1931) Wissenschaft und Bildung Nr. 21

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 119

Nr. 21

Samstag, den 23. Mai

1931

Dionysos

Von Prof. Dr. Johannes Leipold, Universität Leipzig

Dionysos war, nach Ausweis der Denkmäler, der bekannteste und beliebteste Gott der alten Mittelmeerwelt. In Kleinasien heimisch, kam er über Thrakien nach Griechenland, etwa zu der Zeit, da die jüngsten Teile der homerischen Gedichte entstanden. Von Griechenland aus gelangte er überallhin, wo griechisch geredet wurde: Missionare, die Pythia in Delphi, die antedende Kraft des dionysischen Gottesdienstes, sorgten für die Verbreitung.

Dionysos ist ursprünglich ein Allgott; die ganze Natur ist sein Machtbereich. Erst nachträglich wird er in den Augen des Volkes der Sondergott des Weines. Weil er ein Allgott ist, gilt er als Helfer der Menschen in aller Not, auch als Verbürger der Unsterblichkeit.

Dionysos' Art und die Frömmigkeit seiner Verehrer lernt man am besten in den dionysischen Geheimfeiern (Mysterien) kennen. Wir haben über sie, obwohl für die Teilnehmer ein strenges Schweigegebot bestand, gute Quellen, bessere jedenfalls als für die Geheimfeiern von Eleusis und Samothrake. Zunächst, aus dem Ende des fünften vordionysischen Jahrhunderts, ein Trauerspiel des Euripides: die Bakchai. Der Dichter erweist sich nicht nur als ein genauer Kenner, sondern auch als unbefangener und unparteiischer Berichterstatter. Mehr als zwei Jahrhunderte später gab es in Rom eine Verfolgung der Dionysosdiener: eine Frau, die einst selbst zur Gemeinde des Gottes gehört hatte, spielte die Berräterin; so kann Livius, der uns darüber berichtet, das Geheimste offenbaren. Dazu kommt, in der Zeit um die Wende unserer Zeitrechnung, eine Reihe von Denkmälern; besonders der wunderschöne Bildhauer der Villa Ippolito bei Pompeji.

Wenig bezeichnend für Dionysos ist die Einweihung derer, die an den Geheimfeiern teilnehmen wollen. Diese Einweihung scheint im allgemeinen nach dem Vorbilde von Eleusis nachträglich geschaffen zu sein: es wird getauft; man bedient sich einer Getreidezwinge; man verhüllt den Neuling usw.

Aber das ganze Wesen des Gottes erhellt aus den Feiern der Eingeweihten, Feiern, die sich allem Anscheine nach oft wiederholen. Hier ist alles darauf abgesehen, den normalen Bewußtseinszustand der Teilnehmer zu beseitigen. Sie sollen in Verzückung geraten, sich von dem Gotte beseffen glauben, sollen darin das höchste Glück erleben und zugleich in ihrer Ekstase ein Unterpfand dafür sehen, daß sie nach ihrem Tode vergottet werden. Die Mittel, mit denen man die Verzückung erzwingt, sind die folgenden. Man versammelt sich nachts im Freien, möglichst im Walde. Man kostümiert sich als das göttliche Gefolge des Dionysos: die Frauen als Mαινaden (Bakchai), die Männer als Satyrn, Seilene, Pane. Man tanzt wild, zwar in durchaus schönen Formen, aber doch nicht ohne exzentrische Bewegungen: die Arme werden hochgeworfen, der Kopf fällt zurück oder auf die Brust. Eine wilde Musik begleitet den Tanz, und mit Thyrsosstäben schlägt man den Takt. Hilft das alles noch nicht zur Verzückung, so muß der Wein nachhelfen und das Bewußtsein des Alltags auslöschen.

Die Folge der Feiern ist natürlich Abspannung oder, im ungünstigsten Falle, Katerjammer. Dennoch hat die dionysische Frömmigkeit eine gewisse sittliche Bedeutung, vor allem in folgendem. Dionysos ergreift und macht beseffen, wen er will. Vor ihm sind alle Menschen gleich: Griechen und Barbaren (man erinnert sich ja auch deutlich, daß der Gott aus dem Barbarenlande nach Hellas

kam), Reiche und Arme (über dem Weine vergißt der Arme seine Sorgen), Alte und Junge (unmündige Kinder vollziehen für Dionysos Priesterdienste), Männer und Frauen (eine ganze Frauenbewegung schließt sich an Dionysos an; selbst Dirnen begnadigt er), Freie und Sklaven (zu der Dionysosgemeinde von Tusculum, deren Bestand wir genauer kennen, gehören eine Menge Sklaven). Auch sonst mühen sich die dionysischen Gemeinden um die rechte Sittlichkeit. In A. werden Statuten aufgestellt, die darauf Rücksicht nehmen: die Neueintretenden werden geprüft, und für die Mitglieder wird eine Art Bußdisziplin geschaffen (Zinschrift der athenischen Sokratos aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert). Es ist durchaus ungläubhaft, wenn man den Dionysosdienern gelegentlich grobe Unfittlichkeit vorwirft: mit solcher Verleumdung pflegt man von jeher neue und neuartige Erscheinungen zu bekämpfen (Epistureer, Juden, Christen sind diesem Schicksal nicht entgangen.)

Zimmerhin dürfte auf dem Gebiete der Sittlichkeit die Schranke des Dionysosdienstes vorliegen. Die hier gepflegte Frömmigkeit sucht mit allen Mitteln die Verzückung, wird also notwendigerweise zu frommer Technik. Von hier den Weg zum Alltag zu finden, d. h. von dieser Frömmigkeit kräftige Motive zum Tun des Guten zu erwarten, ist nicht einfach. Hier scheitert denn Dionysos. Grundsätzlich sind ihm alle Menschen gleich. Aber es fehlt der Versuch, die Gleichberechtigung aller auch im Leben durchzusetzen — und doch hätte es Elemente genug im griechisch-römischen Leben gegeben, an die man hätte anknüpfen können; von Pythagoras an, in dessen Schule der Satz geprägt wurde: „Den Fremden ist alles gemeinsam.“

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung waren Dionysosreligion und Christentum sozusagen Wettbewerber auf dem Missionsgebiete. Vor allem das Johannesevangelium scheint zu zeigen, daß die Christen beweisen wollten, wie überlegen Jesus dem Dionysos ist (vor allem 15, 1 ff.: Jesus der Weinstock). Im Leben zeigte sich die Überlegenheit des Christentums vor allem darin, daß es die Gleichheit der Menschen vor Gott nicht nur behauptete. Durch aufopfernde Liebestätigkeit suchte es vielmehr diese Gleichheit zu verwirklichen, soweit sie verwirklicht werden konnte.

Rudolf Pannwitz

Zum 50. Geburtstag am 27. Mai

Von Will Scheller

„Ich habe ein fortwährendes geistiges und nicht nur geistiges Drama erlebt und unter dionysischen Revolutionen einen apollinischen Kosmos hervorgebracht, in dem alles Raum und Sinn hat.“ Dieses stolze Wort aus dem aufschlußreichen „Grundriß einer Geschichte meiner Kultur“ von Rudolf Pannwitz ist eine Äußerung von der Art, die nur in tiefer Einsamkeit des Geistes möglich und verständlich ist. Es ist dieses Wort, wie ein Schlaglicht, das auf das Dasein eines Menschen fällt, eines Mannes, der, schon in der Jugend, von einer „Leidenschaft fürs göttliche All“ ergriffen und von einer außerordentlichen „Sehnsucht, die Menschheit ganz in Ordnung zu bringen“, nur von Wenigen gehört und von noch Wenigeren verstanden wird, weil der „Kosmos“, den er „hervorgebracht“, weil die „Welt“, die er „geschaffen“ hat, von dem All und der Welt, die gemeinhin als Wirklichkeit angesehen werden, wie durch einen breiten, unwegamen Gürtel einer Felsenwildnis abgetrennt ist.

Das Werk von Rudolf Pannwitz, bislang nur in Einzelteilen, bruchstückweise (durch Hans Carl, Feldafing bei München) veröffentlicht, bietet selbst in dieser seiner unvollständigen Erscheinung das Bild einer schier unübersehbaren Vielfalt geistiger Gestaltungen, die, im einzelnen der Einordnung in herkömmliche literarische Gattungen sich entziehend, im Ganzen, keinen Stillstand kennend, in einem wuchernden Wachstum sich befindet, das als eine fortwährende Umschichtung und Weiterbildung zu erkennen ist. Dieser äußeren Mannigfaltigkeit und Bewegung entspricht eine innere Unbegrenzbarkeit in stofflicher und formaler Beziehung, ein Durcheinanderfließen dichterischer und denkerischer Elemente, demgegenüber die vom Verfasser selbst vorgenommene Unterscheidung in Gedankenwerk und Dichtung letzten Endes unzulänglich bleiben muß. Da Pannwitz überdies die „Wiederherstellung der Sprache“ als eine Aufgabe ansieht, die „den Bau von Städten, Tempeln und Pyramiden“ übertrifft, mithin „kentaurosch“ um eigenen Ausdruck ringt, ist es erklärlich, daß die aus alledem folgende „Dunkelheit“ der sprachlichen Form vielfach so sehr überwiegt, daß es einer besonderen und keineswegs üblichen Eingabe bedarf, um dem nahezukommen, was Pannwitz in seinen Werken sagen will.

Es verhält sich aber nicht so, daß diese sprachliche „Dunkelheit“, die wesentlich in einem Zurückgehen auf die Wortwurzeln, nicht weniger aber auch in der Selbsthingabe des Dichters und Denkers an ein geistiges Schauen und nicht zuletzt darin begründet ist, daß schließlich sein gesamtes Schaffen aus einsamem Selbstgespräch besteht — „das Wort ist der Widerhall der Dinge in dem Licht einer inneren Sonne“ — es verhält sich nicht so, daß diese Dunkelheit ausschließlich herrscht. Pannwitz vermag überaus klar zu reden, neben orphisch über die Grenzen der Sagbarkeit schweifenden Sätzen, neben Verkündigungen auch, die mitunter wie alte Gedanken in neuer, nur veränderter, verkrampfter Form wirken, finden sich Äußerungen von hinreißender Bildhaftigkeit, von bezwingendem Scharfsinn, ja, von geradezu praktischer Lebensweisheit. Wie so die Werke in sich selbst ein Gemisch von Dunkel, Dämmerung und Licht sind, erstmaligem Lesen als ein Wechsel von Strecken pathetisch-leerem Wortschwall mit solchen geistiger Fülle und Naturhaftigkeit sich darbietend, bilden sie auch untereinander Verschiedenheiten solcher Art; einige, wie etwa „Kosmos theos“, der, von einer neuen, schwer erklärbaren Auffassung der Musik ausgehend, eine Synthese dionysischer und apollinischer Denkbilder und eine Neuordnung kosmischer Ausblicke im Sinne des Dynamischen anstrebt, sind dazu verurteilt, vorderhand Bücher mit sieben Siegeln zu bleiben, während andre, wie etwa „Die Krisis der europäischen Kultur“, die dem sogenannten Untergang des Abendlandes das Bild eines anderen Europa entgegenstellt, trotz unsystematischer Fassung sich als leicht zugänglich erweisen und den Lesenden auf die Welt vorbereiten, die Rudolf Pannwitz in anderen Werken rein dichterisch zu gestalten vermag.

Worauf es ihm ankommt, um was es in diesem „einsamen Schaffen eines fremdgearteten Menschen“, wie er selbst es einmal genannt hat, geht, das ist nichts anderes als eine neue europäische Kultur. Dabei ist er „auf nichts weniger bedacht, als eine verführte Gesellschaft mit Tathandlungen umzupflügen“, also nicht auf äußere Revolutionen. Sein „postmodernes Lebenswerk“ bezweckt „eine innerliche Verwandlung des Menschen selbst“, seine „Weisheit ist Wissen, das aus Wandel folgt“; von einer

Münchener Kaleidoskop

Von Fritz Schöber

„Dram schließe ich zuweilen die Augen und denke an München.“

Da wäre ich nun wieder einmal in der geliebten Stadt! Zwei Jahre verbrachte ich dort in meiner Jugend, um an der Kreisrealschule die beiden letzten Kurse zu besuchen. Ich absolvierte damals „mit Glanz“. Der Schwabe hatte es bei seinen Mitschülern nicht ganz leicht. Er wurde seiner schwäbischen Aussprache wegen im Anfang genug gehänselt. Erst diesmal entdeckte ich, welche guten, geschlossenen Komplex heute die Schule mit der anschließenden Damentischkirche bildet. Ich hatte noch gar nicht gesehen, daß an dem Bau selbst die Portale mit dem großen Wappen darüber zwar etwas groß, aber doch reich und geschmackvoll gestaltet sind. Wo hatte ich nur die Augen? Heute möchte ich sagen, daß mich Münchens Weite betäubt. Keine Stadt kenne ich mit so zahlreichen Fontainen. Ihre Bekrönung, der Hildebrand-Brunnen am Karlsplatz. Märchenhaft. Eine Stadt, der die Nacht noch heilig ist.

Wohl gibt es auch in München die am Abend erleuchteten Schaufenster, aber die knallige Lichtreflexe fehlt. Ich habe, nebenbei bemerkt, in der Dienstadt in ausgezeichnet beleuchteten Schaufenstern die geradezu vorbildliche, geschmackvolle Auslage eines Kolonialwarengeschäftes gesehen. So überaus geschmackvoll und von starker Wirkung, daß ich schon um dieser Fenster willen jedem Fachmann dieser Branche die Besichtigung empfehlen möchte. Damals in der Tagen der Jugend war mein Auge darauf gerichtet, ob beim Vater er oder sie im Laden stand. Bei ihr war das Stück Schwarzrot, um 3 Pfennige nämlich, erheblich größer als bei ihm. Es wurde frisch vom Brotlaib abgeschnitten. Alles was ich geworden bin, verdanke ich in erster

Linie der ausgezeichneten Schule bzw. den damaligen Lehrern. Ihr Andenken sei daher gelehrt. Damals hatte München kaum mehr als 200 000 Einwohner. Das Martal war noch eine Idylle, die heute, bis Grünwald wenigstens, ziemlich zerstört ist. Sauf doch die Tramway durch dieses Gelände, zerschneiden Straßen und Wege jetzt die damals stillen Wälder, hat sich die stürmische Natur eine Wäldung gefallen lassen müssen, die ihr schlecht zu Gesicht steht. Und doch: „Die Idylle ist tot. Es lebe die Idylle!“ In Gieselsheim grüßte mich an der Straßenecke der Holzhaus, eines anmutigen Kirchleins. Rot gestrichen, davor eine Vorhalle mit grünem Dach, frisch und fromm, zwischen dem Straßeneck gelegen, davor ein kleiner Lannenhain mit einer alten Säule, die eine goldene Krone trägt. Ich dachte zuerst an ein Kottschlein irgendeiner Sekte. Die Aufschrift kündigt aber:

Zum Franziskus-Jubiläum 1926, 100 Jahre nach dem Tode des Vaters der Armen, erbaute ein Münchener Franziskaner dieses Kirchlein arbeitsmüden Großstadtleuten zur Erquickung der Seele.

Das Werk lobt den Meister, den frommen Klosterbruder und den guten Menschen. Ich muß unwillkürlich daran denken, wie sonst der Ehrgeiz auf die Erbauung gewaltiger Gotteshäuser gerichtet ist, die wie dräuende Burgen in unsere schwere Zeit hineinsehen. Dieses bescheidene hölzerne Kirchlein stimmt nachdenklich. Ganz nahe befindet sich eine kleinere anmutige Barockkapelle. Das Türmchen mit Zwiebelhaube. Alte und neue Zeit glücklich vereint, ein Eindruck, der sich beim Besuch der Schatzkammer wiederholt. Im Erdgeschloß die guten Kopien der alten Meister. In den oberen Sälen ganz besonders die Romantiker, aber auch Feuerbach und Böcklin in ausgezeichnete Anordnung

und Verteilung. Wir haben an der Originalität um jeden Preis und an den Gewalttätigkeiten der Malerei und der Plastik genug. Wir sind etwas mißtrauisch gegen das Neue geworden. „Schauen Sie sich den Dred nicht an, den habe ich vor drei Jahren gemacht!“ Solche Anekdote geht uns etwas zu geschwind. So üben Spitzweg und Schwind, wie überhaupt die Romantiker, auf uns heute wieder starken Eindruck aus. Kein Wunder, wenn sie, wie hier in der Schatz-Galerie, in ihren besten Werken vertreten sind.

In der Michaelskirche hörte ich J. Haydn's Heiligmesse mit Orchester. Ich begrüße es, daß gute Kirchenmusik in München immer noch bestehen kann. Es wird doch so sein, daß die Kunst in katholischer Gegend und katholischer Stadt besonders gedeihen kann, denn dort hat sie noch etwas mit dem Volk und seinem Alltag zu tun. Das macht sich in Oberbayern und im katholischen Schwaben auch immer bemerkbar. Freilich den fürchterlichen Devotionalen-Schund sieht man auch in München. Umsonst also das gute Beispiel an Beuroner Mönchen und des „Ars-sacra“-Verlags! Was übrigens beim Hochamt in der Michaelskirche ebenfalls wohlthuend auffällt, ist die ruhige, feierliche und gemessene Bewegung der Geistlichen und Ministranten beim Altardienst. Auch die Verneigungen erfolgen durchaus rühmlich. Voraus stets der Kirchendiener in blauer Uniform mit Silberfäden, den Stab in der Hand, wie er sich von der monarchischen Zeit in republikanische Zeit hinübergereitet hat. Ich entsinne mich dabei eines Requiem's, das anlässlich des Todestages von König Ludwig II. in dieser Kirche gehalten worden ist. Es mag wohl schon zwei Jahrzehnte her sein. Königlich Bediente hatten sich ziemlich zahlreich eingefunden, aber ihre Haltung erlähmte mich detartig gelangweilt und so abseits jedes frommen Gedankens oder gar Gebetes, daß ich mir dachte: „Armer König, wenn Du auf das Gebet Deiner damaligen Diener angewiesen sein solltest!“

schärfer Kritik der Zeit, deren materialistisch-mechanistische Tendenzen er in ihrer letzten Konsequenz, der „titanischen Messingstadt“ der Zukunft, beidhändig, kommt er auf feherische Weise zu der Forderung eines neuen Menschentums mit neuer Weltordnung, neuer Sittlichkeit, neuem Götterhimmel, in dem Christus und Selena, Dionysos und Apollon als Elementargewalten figurieren. Ein kaum vergleichlicher Wissensreichtum will sich im Werk von Rudolf Pannwitz fruchtbar vereinigen. Was durch die Kulturentwicklung Europas und seiner Umwelt zeitlich und räumlich getrennt ist, will er „kentaurisch“ zusammenführen, zwischen Urweltalter und Zukunft will er eine Brücke bauen, auf welcher der wahre Mensch, der deutsche Mensch, der übermensch, der Hyperbörder hinüberschreitet aus dem Chaos der Gegenwart in eine neue Ordnung des Lebens.

Es bedarf keiner besonderen Darlegung, daß in solchen Strebungen, daß in solchen prophetischen Schauungen und Forderungen der Geist Nietzsche eine Wiedergeburt erlebt hat, wie sie der Form nach vor allem in der „Deutschen Lehre“ sichtbar wird und in der „Trilogie des Lebens“ — und nicht bloß der Form nach. Gleichwohl ist ein deutlicher Unterschied zwischen Pannwitz und Nietzsche bemerkbar; kommt dieser vor allem von jüdischen Bildungswelten her und fehlen ihm tiefere Beziehungen zur Natur, so zeigt sich bei jenem die weitenformende Nähe nordischer Daseinskräfte und eine mystische Verbundenheit mit der schöpferischen Natur, die seinem Zarathustra ganz eigene Züge verleiht und seinen mythischen Dichtungen Hintergrund geben, die in den Farben tatsächlich gelebten, wenn auch lang verjüngten Lebens leuchten. „Das Kind Aion“ schildert den Zeitverfall in dantesk anmutenden Terzinen und rückt der zerstörten Welt das Ewig-Schöpferische der Gott-Natur gegenüber. Andre geben poligenetische Gestaltungen überlieferter Stoffe wie Ariadne, das Weltengang oder der Apulejus-Röselle von Amor und Psyche. „Rogos“ formt das christliche Evangelium neu, „Das Lied vom Elfen“ gestaltet in Versen, deren geheimnisvolle Herbitz an älteste germanische Dichtung gemahnt, „unvergessliche Ahnungen und Forschungen vom Seilbringer und der Entfaltung des Gottgebantens“, wie sie sich an den Namen Kurt Brehms knüpfen, wieder andere schöpfen aus eigenem Vorstellungsvermögen, wie „Saufus und Selena“, wie „Der Elf“, worin die Dunkelheit des Ausdrucks eine Tiefe erreicht, die mit Ausnahme vereinzelter Stellen nirgendwo heute auch nur möglichen allgemeinen Verständlichkeit gelegen ist.

Bei einem derart in die Zukunft gewendeten Schaffen kann das freilich nicht wundernehmen. Es ist der Mensch, den Pannwitz in seiner Eigenschaft als Erzieher erst bilden will, der seine Dichtungen restlos aufzunehmen vermag. Pannwitz ist durch die Schule Stefan Georges gegangen, mit dem er die negative Stellung zur Zeit und die positive Forderung eines neuen Menschentums gemein hat. Es muß aber ausgesprochen werden, daß er, obwohl vorübergehend Mitarbeiter der „Blätter für die Kunst“, von dem künstlerischen Ethos Georges wenig verpirrt hat und daß er, wiewohl auch im georgischen Dichtwerk Einblicke nordischer Vorstellungen bemerkbar sind, von der Selligkeit des Sündens, die das Werk Georges überstrahlt, nur gelegentlich einen Schimmer empfängt. Sein Bild vom neuen Menschen ist ein anderes als dasjenige Georges, aber es gibt für die Mitlebenden weder eine Möglichkeit noch eine Schicksalhaftigkeit, zu entscheiden, welches von beiden das „richtige“ ist. Das muß jeder mit sich selbst abmachen, das bestimmt das Schicksal, nicht die Erkenntnis.

Wie aber für George, so gehört für Pannwitz ein außerordentlicher Mannesmut dazu, sich so entschlossen gegen die Zeit und aus der Zeit herauszustellen. Bei Pannwitz kommt noch hinzu, daß ihm die Aufrichtung eines rein künstlerischen Lebenswerks von zeitlicher Wirkung und

bleibender Bedeutung verjagt geblieben ist, um das Maß übermenschlicher Anstrengung und Leistung vollzumachen. Niemand kann wissen, ob die Welt, die Pannwitz geschaffen zu haben meint, jemals, und in welcher Wandlung auch immer, Wirklichkeit werden wird. Das gegenwärtige Deutschland aber mag, das wäre das Mindeste, einen Trost, ein Mittel zur Selbsterkenntnis, zur Selbstbehauptung und zum Glauben an die Zukunft daraus gewinnen, daß es, von ihm selbst herabgebracht, Männer gibt, die in seiner Sprache diese Selbsterkenntnis, diese Selbstbehauptung lehren und diesen Glauben an eine schönere Zukunft mit geistiger Überzeugungskraft verkünden. Dann, schon dann ist das „einjame Schaffen“ von Rudolf Pannwitz, das doch immer an die Gesamtheit der Nation sich wendet, gerechtfertigt, denn dann ist es nicht umsonst gewesen.

Unsere Pflanzenwelt

Aus der Feder von Dr. Ludwig Klein, i. o. Professor der Botanik an der Technischen Hochschule Karlsruhe, stammt die bekannte Sammlung naturwissenschaftlicher Taschenbücher, die durch die Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, einen so verständnisvollen Verlag gefunden hat. Das gedruckte Wort des Wissenschaftlers, der zu den botanischen Darstellungen, flüssige, allgemeinverständliche und fesselnde Erläuterungen gibt, wird durch die farbigen Tafeln ergänzt, welche eine Reihe von Malern und Zeichnern, Ludwig Wartung, Alfred Ganslofer, Margarete Schröder, Ludwig Schröder und Marianne Spuler, in minutiöser Genauigkeit nach der Natur dazugeben, und die in einem mustergetreuen Dreifarbenruck auch nichts zu wünschen übrig lassen, so daß die Ausführung des Druckes den Originalen wirklich entspricht. Die bisher erschienenen Serien der Sammlung bringen folgende Bände: Gift- und Speisepflanzen, Nutzpflanzen, Wald- und Sträucher, Waldbäume und Farnen, Wiesenspflanzen, Unkräuter, Sumpf- und Wasserpflanzen, Biersträucher und Parfäume, Gartenblumen (I. u. II.).

Man kann das gerne unterschreiben, was Klein in seinem Vorwort zum Band „Waldbäume und Sträucher“ sagt, denn es gilt so ähnlich auch für die übrigen Bände. Klein will einem tatsächlich vorhandenen Bedürfnis abhelfen. „Wer kennt“ — schreibt er — „denn eigentlich auch nur die verbreitetsten einheimischen Holzgewächse sämtlich mit Namen! Von den Botanikern und Forstbeamten abgesehen, fast niemand, und doch ist ein lebhaftes Interesse für Bäume und Wald (und überhaupt alles, was da grün und blüht) vorhanden und, wie es scheint, auch in der Zukunft begriffen.“ Gerade dem „Gebildeten“ fehlt es oft an solchen Kenntnissen, auch wenn er ein Freund der Natur ist, und seine Sonntage gerne draußen zubringt. Das Wandern kann doppelten Genuß bringen, wenn wir nicht nur die ganze Stimmung draußen auf uns einwirken lassen, sondern auch die Schönheit und Zweckmäßigkeit der einzelnen Pflanze betrachten. Ohne einen Führer durch diese wunderbare und reiche Welt aber geht es nicht. Jung und alt findet ihn in den Kleinen Büchern; die Eltern, die sich verpflichtet fühlen, ihren Kindern auf ihre Fragen zu antworten, die Jugend jeden Alters aber im Ganzen, der alle Technit unserer Zeit die belebte und göttlich besetzte Welt um uns nicht zu erleben vermag.

Es gibt große botanische Werke, vielbändige Sammlungen im Lexikonformat, mit ausgezeichneten Darstellungen fast aller Pflanzen der Welt; aber wer sich ein solches Werk beschafft, kam bald darauf, daß es ihm schwer fällt, die Pflanzen, die er angetroffen hat, aber nicht kennt, danach zu bestimmen. Ein Blättern in den Kleinen Taschenbüchern — immer steht die Beschreibung neben der naturgetreuen Abbildung der Pflanze — wird nach einem Ausflug an Hand einiger mitgebrachter Blumen oder Zweige zu einem Genuß. Da merkt wohl jeder bald, welche Lücken in seinem Wissen vorhanden sind und freut sich, sie so mühelos und angenehm ausfüllen zu können. Das wichtigste sind zum Bestimmen der Pflanzen eben gute, farbige Abbildungen, und ein so vollständiger Bildatlas, wie ihn diese Bücher in bequemem Taschenformat bringen. Dabei sei darauf hingewiesen, daß nicht nur unsere eigentlich einheimischen Pflanzen behandelt werden, sondern auch viele interessante Fremdlinge in Wald und Feld, die bei uns eine neue Heimat gefunden haben. Ein Wunsch wäre vielleicht noch zu äußern. Noch mehr könnten Nutzen und Bewertung manche Pflanzen in Gewerbe, Haushalt, Heilkunde besprochen werden.

Der Kreis, an den sich diese Bücher wenden, ist enorm groß. Nicht nur jeder Naturfreund schlechthin wird aus ihnen Gewinn haben, sondern im einzelnen der Lehrer, der Schüler,

der Studierende, der Forstmann, der Pharmazeut, der Arzt, der Drogist, der Kaufmann, der Konsument, die Hausfrau, der Familienberater. Es sind ausgezeichnete Volksbücher, denen eine möglichst weite Verbreitung zu wünschen ist. C. A. S.

„999 Worte Bayrisch“

Eine kleine Sprachlehre für Zugewandte, Fremde und Ausländer, von Johann Ladner, München, bei Georg Müller (Art. 8 Nr. 1).

Der Bayer hat es nicht so schwer wie Angehörige anderer Stämme, wenn sie „draußen im Reich“ weilen. Seine Aussprache und sein Dialekt werden zwar oft humorvoll aufgenommen und auch lustig empfunden, aber nie als lächerlich, was letzteres u. a. die Oberbayer und auch unsere Nachbarn, die Schwaben, oft schmerzlich empfinden müssen. Aber auch der Bayer hat seine Klagen, wenn er merkt, was oft aus seinem Dialekt, ohne daß sich Angehörige der anderen Stämme etwas Böses dabei denken, gemacht wird, wie man das Bayerische grundfalsch versteht und anwendet und daraus, wie man aus dem Bayernum überhaupt eine Karikatur macht. Und da der Bayer durchschnittlich etwas cholerisch veranlagt ist, so ärgert er sich doch manchmal. Zum Beispiel, wenn jemand „ein Mochl Bier“ verlangt, was es gar nicht gibt, und was mindestens zwei Sprachstufen darstellt. Zunächst müßte es Mochl mit hellem a heißen, im Gegensatz zur Mochl (dunkles gutturales a, übrigens die Mochl, nicht das Maß), dem alten bayerischen Flüssigkeitsmaß, das früher etwas mehr als einen Liter enthielt und erst bei Einführung der Dezimalrechnung, 25 Jahre vor der Jahrhundertwende, dieser angeglichen wurde. Dann gibt es überhaupt kein „Mochl“, auch keines mit hellem a, was auch logisch ist, denn die Mochl ist eine handfeste und sachliche (auch in der Form des Gefäßes sich ausdrückende) Angelegenheit, die keine Verkleinerungsform hat. Nicht einmal die „Halbe“ (der halbe Liter) bildet ein Diminutiv, nur das Quartl (ein Viertel Liter) hat hinten logischerweise das verkleinernde „l“, mit dem sonst die bayerische Sprache durchaus nicht sparant ist. Wahrscheinlich ist das „Mochl“ — hebräisch-jiddischer Abkunft. „Mochl haben“ heißt nämlich im Jiddischen Glück haben (das Gegenteil ist das „Schlammel“) und wird, ganz mißverständlich, als bayerisches Sprachgut von Nichtbayern verwendet. Ähnlich, nicht ganz so schlimm, ist es mit den „Weißwürstl“, die man im Karlsruher Bahnhof affiziert findet. Der Bayer ist traditionsgetreu, hält wenigstens an der Fiktion fest, daß es größere Würste sind und nennt sie „Weißwürstl“, ohne „l“. In Karlsruhe bekommt man sie meistens mit der traditionellen Münchener Zugabe, die diese garte Kalbsfleischwürstl allenfalls noch vertragen kann, mit süßen (grobem deutschen) Senf, in Berlin habe ich sie schon — furchterlich — mit Sauerkraut angeboten bekommen. Ich will dabei betonen, daß die „Weißwürstl“ während meiner Dienstzeit in der Kantine eines Bataillons der „Danseur“ 13-14 Zentimeter lang und entsprechend dick waren. Sie sind auch in München inzwischen sehr begeneriert, aber trotzdem sind sie keine „Mischel“, wie die „Schweinswürstl“ oder „Wienerwürstl“, sondern „Wirstl“.

Das steht nun alles gerade nicht im „Ladner“, aber so ähnlich, äußerst amüsan, auf jeder Seite und in jeder Zeile führt uns das Buch in den bayerischen Dialekt und das bayerische Volksleben ein. Das ist eine köstliche, lustig behaltene Volkskunde mit Ausprägung, Wort- und Sprechweise, ein wahrlich amüsanter Lehrmittel, das sich eigentlich jeder beschaffen müßte, der ins Bayernland reist. Bei dem Studium des Buches wird sich für die meisten unserer Leser ergeben, daß der Süddeutsche sich viel leichter tut, als der Norddeutsche, denn die süddeutschen Dialekte sind sich nahe verwandt und ihr Gepräge und Wortschatz sind sich sehr ähnlich. Nach der Lektüre des Buches wird es aber sicher aus Süd und Nord keinen geben, der ernstlich dann das tausendste Wort in einer bekannten Großverbindung gegen den Verfasser seiner Anwendung bespricht, ohne es selbst zu nennen. C. A. S.

Königliche Illustrierte Zeitung. Der Privatitzus des Herrn Moller. Einen interessanten Bericht lesen wir in der königlichen Illustrierten Zeitung (Nr. 20 vom 16. Mai 1931). Zweimal im Jahr versammelt Herr Moller die Freunde des Sauses in seinem Palais zu einer — Zirkusvorstellung. Ist es schon etwas Eigenartiges, daß Herr Moller in seinem Hause eine Zirkusmenagerie unterhält, so sind noch merkwürdiger die Vorstellungen. Denn die Mitwirkenden sind sämtlich Mitglieder der besten Pariser Gesellschaft. Man sieht also würdige Marquis als Clowns und Träger ältester Namen als Jongleure, Akrobaten, Equilibristen, Ringkämpfer usw. Herr Moller selbst, heute ein Mann von 87 Jahren, erscheint hoch zu Pferd und reitet die hohe Schule mit allem, was dazu gehört. Die Aufnahmen, die die königliche Illustrierte Zeitung veröffentlicht, stammen von einem Mitarbeiter, der das Glück hatte, Gast des Herrn Moller zu sein.

Karlsruher Konzerte

Bei einem

Franz-Philipp-Abend,

den verschiedene Lehrkräfte der badischen Musikhochschule veranstalteten, war es erfreulich, erstmals einem Werk des geschätzten einheimischen Komponisten zu begegnen, in dem er mehr als bisher der modernen Harmonik Konzessionen macht. Zum Teil mochte diesen überraschenden Schritt allerdings die apert gewählte Instrumentation erleichtert haben, denn diese Serenade (Opus 23) ist für Flöte, Violine und Bratsche geschrieben und die fehlenden tiefen Bassstimmen bedingten somit von sich aus eine etwas anders geartete Diktion. Am stärksten vorwärtsgetrieben und auch musikalisch am bedeutendsten dünkte vor allem der letzte der drei Sätze, während der langsame Teil noch nicht ganz ohne jene Wehligkeit abläuft, die schon früher gelegentlich sogar bei keineswegs der kontrapunktlichen Linie verhafteten Schöpfungen des Komponisten auffiel. Philipp hat das nun wohl auch selbst empfunden, und wenn er jetzt sein älteres Klavierquartett (Opus 18) in einer etwas konzentrierteren Neufassung wieder aufführen ließ, so tat er gut daran, obwohl natürlich im Umkreis der Sonatenform dieser Kürzungen gefährlicher sind als im Rahmen der kleinen Form. Für beide Werke setzte sich Josef Reichner (Violine), G. V. Panzer (Bratsche), P. Trautwetter (Cello), Karl Spittel (Flöte) mit verständnisvoll aufbauendem Zusammenspiel ein, sowie Georg Mantel, der zu Beginn des Abends außerdem an die zwar impulskräftige, inhaltlich aber recht blasse D-Dur-Locata (Opus 2) für Soloklavier erinnert hatte. In die für Philipp vielfach charakteristischen Bezirke führte weiterhin Johannes Willy (Frankfurt), der zwei Niederziffern (Opus 9 und Opus 5) voll herber und grübelischer Merkmale sang. Schöpfungen, in denen deutlich eine individuelle Entwicklung des Stiles spürbar wird, ohne daß jedoch die gerade darin enthaltenen Keimzellen bis heute in Gesamtschaffen des Alemannen Philipp sich aus einer Übergangsepoche zu wirklicher Größe verdichtet hätten. Dem hierbei persönlich begleitenden Komponisten und nicht minder all den Ausübenden seiner Werke brachte das Konzert spontane Ehrungen ein.

An der Spitze eines gemeinsamen Abends, den

Emmy Schach (Violine) und Fritz Ebbecke (Klavier) im Studentenhaus gaben, begegnete man wieder einmal jener dankbaren Strauß-Sonate (Opus 18), die ohne nennenswerte Eigenqualität dennoch längst zum eisernen Bestand aller Konzertierenden gehört. Bei dieser mehr freundlich-sinnigen als musikalisch tiefgreifenden Angelegenheit, fand jedoch vor allem die junge, hier übrigens schon bekannte Geigerin eine Aufgabe vor, um viel Geselligkeit und angenehm quellende Empfindung des Tones zu entfalten. Weniger wußte sie mit der nachfolgenden Sonate (Opus 11, Nr. 2) von Hindemith anzufangen, in der sich freilich schon eine Abwendung von der Romantik und ein Hinströben zum konzentriert linearen Ausdruck vollzieht. Aber für eine Dame, die sich zuvor den Beifall ihrer Hörer durch in noblen lyrischen Werken ausströmende Kantilene zu sichern wußte, ward es trotzdem eine respektable technische Leistung, zumal sich an ihrer Seite Fritz Ebbecke erneut als solider und gewandter Pianist bewährte und dann und wann wohl auch mit geistiger Führung nachhalf. Die sehr freundlich aufgenommene Vortragsfolge verzeichnete nach kleineren Bravourstücken noch etliches Gewichtigere von Brahms.

Der Vielseitigkeit der bei einem

Mozart-Abend

innerhalb der Münz'schen Prüfungskonzerte gestellten Aufgaben entsprach in der Gesamtheit noch nicht das musikalische und technische Können aller Beteiligten. So fehlte z. B. in der Temponahme des Klavierkonzertes C-Moll, dessen Solopart Hanna Bodenheimer zu spielen hatte, die unentbehrlich streng geforderte Festigkeit, wie übrigens auch sonst jede präzisere rhythmische Profilierung vorläufig außer acht gelassen schien, zugunsten einer seinen klavieristischen Anschlagstunf, über die zweifellos die meisten Schülerinnen der Darmstadt-Klasse verfügen. Aber davon wollte ich eigentlich nur nebenbei sprechen und desto nachdrücklicher auf Grifa Paul hinweisen, ein Mädchen mit langen Hosen, das sich zum Debut zwei Sätze aus dem D-Dur-Violinkonzert ausgedacht hatte. Zwar handelte es sich um kein Phänomen im Sinne der berüchtigten „Wunderkinder“, sondern mehr um einen noch mit aller kindlichen Unbeholfenheit besetzten Vortrag; aber gerade in dem verhaltenen Zittern und Zagen lag ein besonderer Reiz,

und wie die mutige Anfängerin zusehends doch alle Mitz überwand und ihrer Sache sicher wurde, das mußte eben dem rasch zu lebhaftem Beifall gestimmten Zuhörerkreis imponieren, wie es auch die Kritik von Herzen erfreute. Dem hier fraglos zuflühenden Talent, das so tapfer die Feuerprobe bestand, fetunbiete überdies am Dirigentenpost ein noch sehr jugendlicher Musiker (Willy, Sauter), der ebenfalls mit seiner schmeigenden Begleitung schönste Hoffnungen weckte. — Meinem Bericht über das erste Prüfungskonzert wurde ich gebeten, noch nachzutragen, daß die Gartenpartie in dem Frauengarten von Brahm's Frau Vogt-Röntaler übernommen hatte.

Im Frühjahrskonzert der „Liederhalle“

so sehr es, von Hugo Rahner geleitet, dem größten Männerchor der Stadt wiederum Gelegenheit bot, seine vortreffliche Stimmtutur ins beste Licht zu setzen, erregte vorab die Uraufführung eines Klavierquintetts von Alfred Lorenz künstlerisches Interesse. Denn nicht allein wurde dabei die letzte Schöpfung, die der ehemalige Staatskapellmeister noch kurz vor seinem jähen Tode vollendet hatte, zum erstmaligen Erhingen gebracht, sondern man lernte zugleich ein Werk kennen, das weit über gefälligen Holzhäckerplaudereien steht und deshalb in der Blasmusikliteratur einen außerstwertvollen Zuwachs bildet. Ja, selbst von dem entwidelteten Könnernum des Komponisten, der früher meist die Erzeugnisse der instrumentalen Technik um die Jahrhundertwende in seinen Werken neuem passieren ließ, hatte man kaum eine kläglich Aufgeschlossenen erwartet, die in ihrer Faktur nahezu „modern“ zu nennen ist, ohne allerdings je direkt in Aktualität unzulässig zu liegen. Die diesjährige Suite ist für Flöte, Oboe, Klarinette, Fagott und Horn geschrieben; neben dem in seiner Stimmführung wunderbaren Klavier dürfte wohl das wichtige Final-Rondo der eingängigste Abschnitt sein. Die von der Kammermusik-Bläservereinigung des badischen Landes theaterorchesters, der das Werk auch gewidmet ist, hervorgerufen schon interprestierte Novität fand sofort wirksamen Anklang. Mit viel Liebe und kameradschaftlicher Verehrung gedachte das übrige Programm noch des nun 65jährigen Rudolf Bud, eines Ehrenmitgliedes des Vereins, der nach drei, starken Eigencharakter tragenden Männerchören, persönlich für herzlichen Applaus danken konnte. G. Sch.